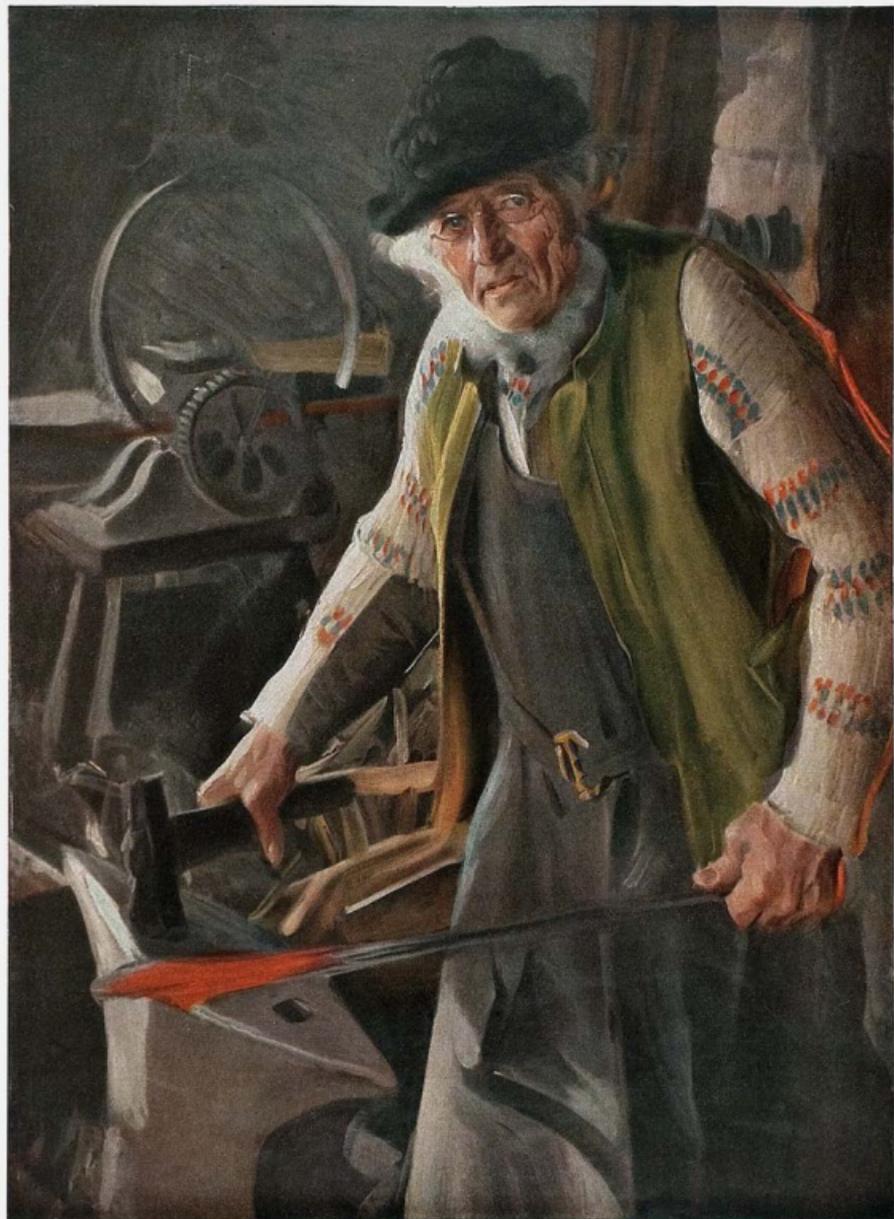


J U G E N D

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1934 / NR. 23





## FISCHER

VON WILHELM AUFFERMANN

... Er verrenkte seinen Kinnpf, klemmte die Knie aneinander und die Winde kreischte. Die Holzbalken bebten und knarnten bei der Anstrengung, während das Netz allmählich aus der Tiefe auftauchte.

„Nichts!“ murmelte der Fischer, als der leere Grund an die Oberfläche kam. „Nichts!“ Die Winde kreischte stärker. Das Netz tauchte wieder unter. In dem Schweigen hörte man das Anschlagen der Flut gegen die Pfähle. Und die Sonne neigte sich auf den Schädels des Alten und nahm mit jedem Strahl ein Stückchen vom Leben des Alten mit.

Der Fischer Giardino war wohl der letzte vom Pfahlbau?

Nun, ganz der letzte war er wohl nicht. Marino, sein Enkel, war ja noch da. Jahn-jährig. Freich wie ein Fisch im Wasser.

Als Marino heimkehrte, saß Giardino noch immer in der Sonne. Schliefe. Die Fischkammern aus Zimbleck waren leer. Er stand still und lauschte dem Schläf des Greises. Und es war, als lauschte alles mit ihm. Das Netz, die Kälte, das Meer und der blaue Himmel. Zuletzt lachte er und sagte: „Großvater, du fischst wohl im Traum?“

Da schlug der Alte die Augen auf, und wie er noch so winkerte, stieß alles in seine Augen: das Netz, die Küste, das Meer und der Himmel und ein lachendes Kindergesicht. All das.

„Ja“, sagte er, „... im Traum... da fängt man reichlich... was die Wietlichkeit verbiert.“

„Im Traum?“ wiederholte Marino, „nun, Großvater, so fisch weiter, ich will warten!“ Aber Giardino stand auf und drehte die Winde. „Nun, so bleibe doch“, mahnte Marino.

Da murmelte Giardino: „Jetzt tut's nicht mehr vor...“ und spuckte durch die Holzlaten ins Wasser.

„Warum Großvater?“

„Weil du wieder bei mir bist!“

Der Kleine sah ihm lustig ins Gesicht und es dünkte ihm, als könne es nichts Schöneres geben als das rote Gesicht mit dem wirren, weißen Haar. Und lächelnd verschwante sie die Kurbel und es hob sich das Netz und es senkte sich das Netz... bis der Leuchtturm Vöbber ins Dunkel eist und der Mond verschlafen durch die Wellen wartet, da banden sie das Netz am Mast oben fest. Recht hoch hing das Netz, und doch sah es nicht viel durch die halbblinden Fensterlängen der Hütte. Es sah nur Bündel Seile und Streife, Nägel und Pfähle und den halbzerfallenen Ofen. Auch das Bett sah es und das Gerausch zwischen den Wänden.

„Du, Marino, was gibst Neues in der Stadt?“ kam es aus dem knarrenden Bett.

„Sie wollen nicht mehr, daß ich die Fische und Muscheln in Kehlblätter wickle. Sie sagen, ich soll sie auf runde Teller legen.“

„Und was hast du gefogot?“

„Aber grün müssen sie sein oder blau!“

„Warum?“

„Weil das Meer grün ist und der Himmel blau und die Fische im Wasser.“

„O Gott, du hast recht. Und die Fische und Muscheln, wollen sie die auch anders?“

„Da haben sie im Hotel nichts davon gefogot.“

„Sie können sie ja mit Gold färben!“ Böhmisch lachte er auf: „Goldene Fische, hörst du, Marino, goldene Fische, das wären so die richtigen für sie!“

Und dann sagte er drängend: „Marino, wenn sie das tun, wenn sie nur ein Stück vom Himmel oder vom Meer kaufen, Marino, dann hole Bepino und Dreffe zurück, und wir vier ziehen in die Stadt, und dann wollen wir mit ihnen sprechen!“

„Aber Großvater, sei still, warum sprichst du mir jetzt immer so hart?“

„Ach, frag nicht, du weißt es ja doch: Sie bauen Bäder und wider Bäder. Die Fische bleiben weit draußen und unsere Netze bleiben leer.“

„Wir hätten ja mit Bepino und Dreffe ziehen können!“

„Nun laß aber deine Rederei. Du wirst wohl nie ein guter Fischer. — Streck dich und schlaf. — Gute Nacht, Marino!“

Nach einer Weile rührte sich Marino im Stroh. Und leise wie aus dem Traum fragte der alte Fischer: „Du, Marino, schlafst du noch nicht?“

„Nein, Großvater, sie haben mir noch etwas gefogot: aber bist du mir auch nicht böse?“

„So jagst schnell!“

„Bald sollen auch wir fort. Sie haben die Klippen gekauft. Der Kellner sagt, sie wollen auch hier bauen.“

Mit einem Sprung war der Fischer aus dem Bett und lanerte neben seinem Enkel.

„Mein Gott!“ sagte er, „mein Gott!“ — er rutschte auf den Knien umher, tastete zitternd hierher und dorthin.

... Und wir sind doch alle gleich. Und wir sind doch nur da einer für den anderen. Hörst du, Marino? Einer für den anderen! Und es gelangt uns nicht! Soll ich bitten, bitten...! Und so jammerte er weiter. Als er erstellte, ging er schabend wieder ins Bett.

„Marino, komm her!“

Und Marino kam zu ihm. Im Hemd.

„Großvater?“

„Hörst du's?“ fragte Giardino. — Ein silberbeller, felsam melodischer Klang drang von außen herein und erfüllte die Hütte.

Es lauschten. „Das Meer schläft!“ Marino nicht. Der Fischer aber sah es

nicht. Er fragte weiter. Leise: „Du, Marino — welches ist das kostbarste Gewebe?“

Marino dachte nach. Nicht lange. Dann sagte er: „Das Netz!“

„Wer hat die das Käsel bereiten?“

„Niemand, Großvater, so was fühlt man doch!“

„Du murmelt der Alte: „Ich bin dir nicht böse! — Armer Marino, nun bist auch du ein Fischerei!“

Und draußen vor den Fenstern standen alle Sterne. Der Mond zog hinter die Segelstange mit dem Netz und warf einen düstern Schatten in die Hütte. —

Als es hell geworden war, fühlte der Alte sein Herz bis zum Halse hinauf schlagen. Er sah aus dem Fenster zum Himmel auf, aus dem dünner Spüherregen niederging. Nebel wogten über die See und drehten sich selbständig um den Pfahlbau, stiegen empor bis zum Strohdach und wallten wieder zurück zum Land. Eine Möwe stieß schreitend auf. —

Da fragte er: „Bist du noch müde, Marino?“

Der Knabe wollte es nicht zugeben.

„Nein, Großvater, es geht schon.“

„Dann schaff hier das Bündel raus. Sie sollen uns nicht mehr finden.“

Er reichte Marino das Bündel mit den Hafelsäckchen, die er zusammengerastet hatte, und bewegte schwerfällig den Kopf hin und her.

„Weinst du, Großvater?“

„Nein, nein, Marino.“

Er stand da, teilnahmslos, als ob seine Gedanken schon wanderten.

Zwei Tränen traten ihm in die Augen und krochen ihm langsam über die Backen in den Bart hinein. Er ging noch einmal um sein Bett, und es war, als wollten noch schnell einmal seine Füße die Seligkeit der Hütte aufwischen. Ganz langsam ging er. Und als er herum war, sagte er recht unsicher: „Das war schön!“ und rannte zur Tür hinaus.

Er löste die Netze und hängte sie um die Schultern: „Es ist unecht, wenn nur eine Maßche im Wasser bleibt.“

Da drängte der Knabe sich zum Kahn. Er zog ihn an den Bau und schöpfte ihn leer.

„Großvater, ich hol sie“, und er ruderte ohne viel Nachdenken hinaus aufs Wasser. Giardino hörte zu. Wie mit halbem Ohr hörte er die Ruder schlagen. Seine Augen glänzten die Sonne an, denn der Himmel blaute wieder.



Und man kam heftig über ihn. War er nicht wie die Klippen, die zum Wasser gehörten und zum Himmel und zum Kreischen der Möwen? Kreischten die Möwen nicht siebenzig Jahre? Stand er nicht siebenzig Jahre hier auf den Brettern, jahreaus, jahrein? War er als Knabe hier nicht niedergehmet und hatte sich bei Mondschein in den Wellen gespiegelt, wars da nicht, als hätte ihn der Seewind auf einer Eternenwege geschaukelt? Hatte er hier nicht sein Leben lang mit dem Netz seine Kraft in die See begraben und sein Sinnen unter die Fische gejagt? O ja! Und nun hätte er dazu sitzen und tanzen mögen, und mußte doch immer mit gierigen Augen auf den Mast sehen, auf den leeren Mast und auf das schimmernde Netz, das von seinen Schultern auf die Latzen gesunken war. Und ein heißes Verlangen wurde in seinem Herzen groß. Und er nahm das

Netz, knüpfte es noch einmal blühschnell an den Mast. Gentle es langsam ins Wasser: dann zog er es behutsam an die Oberfläche. Und sein Blick war wieder da. Groß und herrlich. Als hätte er es eben frisch abgepült, mit dem Netz neu aus dem Wasser gefischt.

„Großvater!“ rief Marino. „Großvater!“

Er aber sagte nichts. Er sah ihn an, aus weiten, fernem Augen.

„Großvater!“ — und wieder antwortete er nicht.

„Großvater, ich will ja nur was fragen!“

„Was willst du mich denn fragen, du weißt ja nun doch alles. Und er nahm das Bündel und legte es ins Boot und die überschüssigen Laxe und Netze. „Ruder zu, Marino, gegen die Berge. Dort sind Dreize und Bepino. Wieder die schwer, so denke, ich sei ganz nahe, oder sage die Jöhn Sturm, dann wieder die leicht wie Hauch im Sturm.“

Und Marino stand im Boot und der Alte stand auf dem Pfahlbau und beider Hände lagen ineinander.

„Leb wohl, Marino! — Auch sind hier keine Fische mehr.“ Der aber blieb stumm und sah ihn an.

Da sagte der Alte mahnend: „Nein, für mich tuts nicht mehr not“, und küßte ihn lang und tief.

„Leb wohl, Marino!“

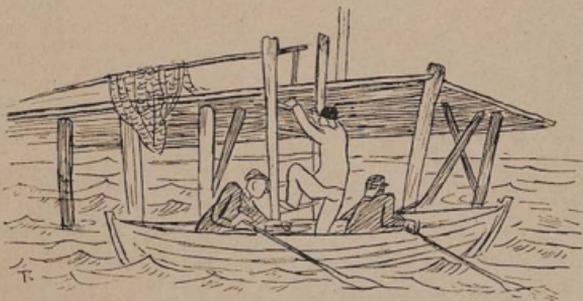
„Leb wohl, Großvater! Groß-va-ter!“

Und die Sonne hing höher, leuchtend und glänzend, und warf rotes Licht über die See. Und im Blauen oben, gerade über dem Haupt Marinos, den Bergen zu, waren zwei dünne Wölchlein, die sahen aus wie die knöchernen Hände Giardinos, als er sie segnend streckte.

Die Tage vergingen und Giardino war immer noch am Pfahlbau. Glücklich als je. Als aber die Leute vom Hotel kamen, mußten sie ihn suchen und fanden ihn erst nicht. Zwei Männer wollten sein Bett aus der Hütte tragen, da fanden sie ihn. Er hatte ganz große, starke Augen und schaute an ihnen vorbei. Vielleicht schaute er nach dem Netz draußen. Vielleicht in den Himmel hinein.

Aus der Ferne, bei den Bädern, flatterte vom Hotel ein Fächchen an goldener Stange. Das tat so lustig: „Mir gehts gut!“

Die Männer aber nahmen traurig die Mützen ab. Vielleicht waren sie wirklich traurig.



Illustriert  
von Rubey



Bauplatz

Anton Leidl

## IN DER HEIDE

VON HERMANN STAHL

Wir sind durch die Heide gegangen, blühende, grünsternde Wildnis, braun, gelb, wie wellige Wüste war die Erde, voller Hügel und Täler. Auf den breiten Rücken der gestreckten Hügel lag ein Schimmer von Sonne, die violetten Entwege des Heidekrauts gaben süßen Geruch und spielten im dünnen Wind, auch die einzelne Pappel, auch das Bittergass, das leicht und hart ist, bewegten sich ganz fein, und der Wind war süßlich und trieb zum Meer, das man schon abhien mochte.

Der Weg war ganz verwaschen unter dem farbigen Teppich, in dem unsere Schritte keinen Laut hinterließen, ein laoses Knistern nur manchmal von brechenden Zweigen. Und die Kohlweisslinge schaukelten von Hin- und Herbewegungen zu Heidekraut, sie schlangen sich auf vor unsern Näherkommen, ihre Flügel vibrierten im enghen Auf und Ab, das fast der Wind trug.

Es ist, als wären in der Heide, die doch so weit und still und uferlos mit dem Himmel sich zusammenschließt, alle Dinge leicht und fein und rein. Das ist der Raum, und die Zeit tritt gleich zurück und geht ein in den Raum, gering ist die Stunde, das macht der Himmel, der so hoch ist und tiefer blau, als in den Städten, die nur Zeit und Unrast sind. Ein Reginal fließt am Rand neben uns, es zeigt in vier Richtungen, nach Ost, West, Nord und Süd, schief steht die Stange, das Holz ist

verwittert, es ist ein dünner Birkenstamm, der einmal eine grüne, schaukelnde Krone trug. Die vernagelten Bretter haben noch Spuren weißer Farbe am unteren Rand, doch sind sie schon rissig und ihre Schrift ist ausgelöscht vom Regen und verstreut vom Wind in das niedere verflochtene Moos und Kräutergerümpel, in dem wir nun stehen.

Die Birken haben silbernen Stamm und ihre Blätter spielen in der Sonne ein Glitzerpiel, der Wind springt über sie hin und eilt zu den Drähten der Telegraphenleitung, die wie feine Notenlinien auf blauen Grund stehen, die Vögel sitzen drin und machen eine Partitur, gar keine Akkorde und Sechzehntelnoten sind dabei, nur ganze, und immer springen sie von Draht zu Draht mit kleinem Flügelklappen, so wechselt die Melodie. Die Stangen sind tief in den Boden eingelassen, der Boden ist weich und schickt seine Geäßer wie eine Manschette bis zu geringer Höhe tiefelnd um den Stamm. Der ist geteert vor langer Zeit und alt schon, über der Grenze des verwittert mattglänzenden Leertreffens hat der Holzwurm sein Haus und seine vielen runden Gänge, wie schmale Bockstangenwege in einem Park zur Kokoletzeit. Im Telegraphenmast aber macht der Wind sich ein Lied, Harfe, Sogott, sarte Klarinette, auf und ab, schöne, ferne, fremde Melodie, nur für sich allein.

Ein grauer Steinblock liegt seitwärts und hat eine grüne, samtige

Haube, ein Marienkäfer, leuchtend vor wanderndem Punkt, klettert über winzige Zweige, hoch, hinunter, aufwärts wieder, o, der Weg ist weit über den Stein, über die Klappe von Moos, handbreit. Der Käfer klettert wohin mag er wollen, es scheint, als lenne er sein Ziel, das uns verborgen ist. Er strauchelt, das Halmchen schwankt, er fällt, er liegt auf dem Rücken, schwarzgrau schimmert seine Unterseite, schon richtet er sich wieder auf, rastet eine kurze Weile, die Flügeldecke hebt er leicht, schließt sie wieder, beginnt den schweren Anstieg neu, über den Moosballen, der schräg liegt, der für den Käfer wie eine Brücke sein mag, eine Brücke im Urwald, den er aber kennt. Wir schauen ihm lange zu, nun hat er endlich den Moosweg zurückgelegt, still sitzt er einem Augenblick auf dem Stein, dann beginnt er den Weg nach unten, zwei Lichtpunkthaken spiegeln sich auf der sonnbeglänzten roten Flügeldecke.

Ein Ameisenhäufel ist rund und trockenbraun und wie eine Insel in all dem Farbigem eingebettet. Wie sie rennen, in scheinbarer irrer Ziellosigkeit! Und hat doch jeder Weg sein Ziel und jedes Vorhaben seinen rechten Gedanken. Schau nur gut hin, welche Klarheit, welche Klarheit im Aufbau, in der Gliederung der Wege, der Eingänge. Wie sie rennen, laufen, schleppen! Und alle strömen den Eingängen zu, warum? — Wie gewahren plötzlich, daß unsere Schatten verschwunden sind, der lichte Glanz auf den Gräsern ist hinweg, ein Windstoß zieht eine große, breite Welle durch das Heidekraut, und dann sehen wir, daß der Himmel sich bewölkt hat mit vielen kleinen Wolfenbahnen, grau, weiß und rosa wirbeln sie durcheinander, Purpur dazwischen, sie verdecken das Blau, vermischen sich, schon hat sich der Himmel mit einer tiefhängenden Decke überzogen, grün, bräunlich, dann schiefergrau. Und weit hinten, wo nun grau und dunkler grau Himmel und Heide zusammenfließen, zittert senkrecht ein Blitz, wie ein geschwungener Peitschenschlag, doch ohne Laut, still. Dann aber ein Poltern, wie wenn ein Wagen über eine hölzerne Brücke fährt, wieder ein Blitz, näher, lilagelb, ein Krachen, hochgezogenes Windpfeifen und dann Blitz und Blitz und Krachen von allen Seiten, als jense eine Riesenfaut auf splinternd Holz, Glas, Metall. Und Dunkel, schiefergrau, grünbraungrau, braungrün, grün-schwarz, Regen fällt rauschend, wie aus Kübeln gegossen, die Blitze wicren sich zum Knoten, entfalten sich wieder, Donner, Regenflut. Längst haben wir, zusammengehockt am Stamm einer Birke, den Mantel aus Gummituch um uns dicht geschlossen, kniegekrümmt warten wir das Wetter ab. Wie schwarz ist nun die bunte, bläuliche Fläche um uns, der Wind treibt eilige Wellen über Kräuter und Farnen, die naß glänzen. Eine Wasserlinie schon zu unseren Füßen, ein kleiner Bach, eine Welle treibt kreisend auf der kleinen Wasserfläche, von der die Regentropfen hoch aufspritzen. Wir warten, unsere Etiefel sind dicht, auf unseren Knien prauselt mit scharfem Trommelton der Regen, er fließt ab vom dichten Mantel.

Nördlich hebt sich das Grau eines kleinen Streifens, bläut mächtig auf, der Wind hat sich gedreht, trägt einen entfernten

Gröllen noch her, wie schwache Fackel schimmert noch ein Blitz, verbli. Der Regen ist dünn geworden, von Norden ist der Wind nun aufgesprungen, verjagt ihn, ganz schräg fallen die letzten großen Tropfen. Wir stehen auf und schütten den Mantel aus, gehen weiter.

Und dann ist es ganz still. Der Himmel ist wieder hoch und blau, schon abendlich gilbend, zerrissen wie Schleierfäden zertreiben die Reste der Wolken. Groß und gewölbt ist der Himmel, wie eine Glocke, wie unter einer Glocke ist die Stelle. Und dann bricht, im Westen, wo eben noch, purpurgelb inmitten und an den Rändern silberleuchtend, die große Wolke stand, die Sonne durch, verschwindet, kämpft sich wieder durch das Farbig, Erleuchtend, zitterndes Schien, Morfegezeiten: ich habe Regen gemacht! Die Heide hat Wasser gekriegt! Es ist wieder schön! — Aber die Sonne, nun bleibt sie, nun leuchtet sie mit tausend Rampen, das Purpure, Silberne, das vor ihr noch lag, verfließt, zerfähert.

Die Pfützen sind Augen, die blau uns anschauen und den Himmel trinken, so schauen sie. Mit Millionen Funkeperlen hat die Heide ihre Gräser angezogen, sie schimmern in der Sonne, sie bewegen sich, blütenkelchsammet, sie flürzen abwärts an den Stengeln, Gräsern, Farnen, über das Moos hin und versinken. Von den Stämmen der Birken fließt das Wasser noch, die Birken stehen ganz schmal. Sie stehen wie reine Kinder, die aus dem Wasser kommen, nun frischen sie ein wenig, doch die Sonne wärmt sie schon. Sie schüteln sich zu in ihren schmalen Ästen und glänzen.

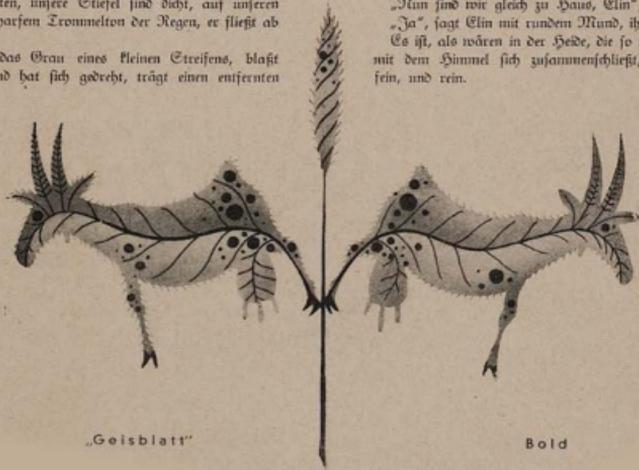
Unsere Etiefel sinken in den nassen Boden und sind auch mit Pelen geieit. Der Boden ist glatt, das Wasser gluckt bei jedem Schritt. Aber der Heide schwebt eine flache Wolke Wasserdampf, windet sich, steigt, wird aufgefangen von der Sonne. Die Sonne ist nun schon tief, unsere Schatten sind groß, wir gehen zum Eulenhaus, nordwärts, Haus der Heide, allein unter ein paar Bäumen.

Da die Heide verunkelte, sich dunkte und still wurde unterm fliegenden Wind, waren die Vögel verstummt. Nun aber fliegen sie, Lerche steigt hoch in kleinen Spiralen, ihre helles Gesing begleitet sie. Da fliept ein Gesieder, ein kurzes Zwitschern dort, von Busch zu Birke, Kontur wird weich. Vom Osten kommt blau und dämmerbraun die Nacht, schon streifen ihre Lücher sonst den Horizont, die Sonne liegt zur Hälfte über dem Heidestrand und nimmt ihr Purpur und Glimmern mit. Nördlich taucht dunkler Fleck aus der Fläche, Haus unter den Bäumen. Schen wächst es, drei, vier Bäume sind zu zählen. Die Wände gefurchten Fachwerks, der niedere Giebel, die schwarzen Balken, sie warten uns entgegen in guter Dämmung, und aus den kleinen Fenstern, da sie das Abendlicht trifft, schimmert eine Liebe.

„Nun sind wir gleich zu Haus, Elin“, sag ich.

„Ja“, sagt Elin mit rundem Mund, ihre Stimme erhebt sich.

Es ist, als wären in der Heide, die so weit und still und uferlos mit dem Himmel sich zusammenschließt, alle Dinge leicht, und fein, und rein.



„Geisblatt“

Böld



Aus Italien

H. Mayrhofer-Passau

## DAS VERMÄCHTNIS

Joh befand mich auf der Obstfarm meines Landmannes, die sich in der Nähe von Chartres mittenweit dahingezog, zu Gast.

„Sie müssen ja hier, inmitten der Palmen- und Dattelwälder Süd-Karolinen, sehr glücklich sein!“ fragte ich.

„Nach außenhin schon“, entgegnete Mitter-White und seufzte. „Ich habe aber keine Freunde und lebe ganz allein“, fügte er traurig hinzu.

„Wiefern kann Sie aus Europa in diese Gegend?“ fragte ich weiter.

„Der Zufall brachte mich hierher und — die Enttäuschung.“

Er schwing wieder und ich fühlte, daß ich in diesem Augenblick den Schleier einer alten Erinnerung gelüftet hatte.

„Meine Auswanderung war die einzige Möglichkeit, um zu verzeihen“, sagte er nach einer Weile. Aus seiner Stimme klang ein schmerzhaftes Zittern, das mich ganz betroffen machte. Nach kurzen Schweigen setzte er fort: „Ich habe noch zu keinen Menschen darüber gesprochen; vielleicht wird es mein Herz erleichtern, wenn ich davon erzählen kann...“

Joh war damals fünfundsiebenzig Jahre alt. Als fertiger Ingenieur kehrte ich aus Paris in meine Heimatstadt zurück, und zwar gerade zum Begräbnis meines Vaters. Ich stand allein in der Welt und eröffnete mit meiner geringen Erbschaft ein Büro in Paris. Ich hatte keinerlei Lebenserfahrungen, als die Liebe in mir erwachte. Das Mädchen war ein blondes, blaugläubiges Geschöpf und hieß Lisette. Ihr Vater war ein pensionierter Regierungsrat. Meine Freunde rieten mir zur Ehesat; drei Monate später war ich bereits Ehemann.

Ein Jahr lang lebten wir reiflos glücklich, und ich pries den Zufall und meine Freunde. Auch das Glück war mir damals hoch. Bei großen Unternehmungen, an denen ich mich beteiligte, hatte ich schöne Erfolge und mein Einkommen wuchs beträchtlich. Meine Frau hatte nur einen Fehler: sie schwärmte für Theater, Bälle, Juwelen und Toiletten. Ich willigte blindlings all ihren Wünschen, so daß nach einem kurzen halben Jahre mein Vermögen zu Ende war. Da wurde ich betroffen. Vor allen Dingen suchte ich unsere große Wohnung und verkaufte das Auto. Meine Frau weinte viel und drohte, dann fügte sie sich aber in unsere beschränkte Lebensführung. Doch schien es, als wäre damit auch ihre Liebe verlogen: unser gegenseitiges Verhältnis wurde kühl.

Eines Tages stellten sich, nach der Heimkehr aus dem Theater, bei Lisette die Anzeichen einer heftigen Erkältung ein. Am nächsten Tag hustete sie bedenklich. „Ich glaube, ich werde sterben“, sprach sie zu mir mit trauriger Stimme.

Joh war verzweifelt. Drei Ärzte beratschlagten über ihren Zustand, dann empfahlen sie mir, Lisette nach Ägypten zu bringen. Eine Woche später warteten wie in Kairo. Joh verließ dort vier Tage mit meiner Frau, dann mußte ich aber zurückkehren und überließ sie der Ebsat einer dort ansässigen älteren Dame.

Jeden Morgen suchte ich voll Sorge die eingelaufene Post; ein sonderbares, mit Furcht gepaartes Gefühl hatte sich meiner bemächtigt: das Bangen vor der unbekanntem Zukunft. Damals liebte ich meine Frau am innigsten. Ich überlegte, wie schrecklich es für mich wäre, wenn ich sie verlieren müßte. . . . Joh wählte mich nächstelang schlaflos im Bette herum, ihren leeren Polster mit Küssen bedeckend.

Nach zehn Tagen schrieb sie, daß sie sich bereits wieder vollkommen hergestellt fühle. Mir war, als wäre ein schwerer Stein von meinem

Herzen gefallen. Und die in stets frohlockenden Ton gehaltenen Briefe, die aus Kairo eintrafen, beachteten mich meine Ruhe wieder.

Während ihrer vierwöchigen Abwesenheit schrieb sie aber fast niemals um Geld. Joh staunte darüber und stellte voll Freude fest, daß sie recht sparsam geworden sei.

Oegen Ende Mai holte ich sie ab. Noch nie hatte ich sie so schön gefunden, wie damals. Und als wir abends am Ufer des Nils spazieren gingen und uns an der Pracht der Abenddämmerung ergötzen, war ich gleichsam stolz auf meine Frau, die allseits von ihren vielen vornehmen Bekannten begrüßt wurde. „Mich kennt hier ein jeder“, sagte sie lächelnd.

Jetzt war ich wieder glücklich, unaußersprechlich glücklich, volle fünf Monate hindurch. Nur die eine Tatsache, daß sich Lisette mehr um ihre Toiletten kümmerte als um den Haushalt, kränkte mich insofern. Als es wieder Winter wurde und die Kälte begann, stellte sie mir den Antrag, monatlich einen bestimmten Betrag zur Deckung ihrer Ausgaben festzusetzen. „Du wirst sehen, du kommst jo besser drans“, meinte sie.

Zuletzt schließlich! Früher hatte ihr nie einmal der dreifache Betrag genügt und jetzt befaß sie democh mehr Kleider, als je zuvor. Und sie war glücklich, lachte ständig, mit ihrer Liebe den Sonnenschein in unser trauriges Nest zaubend.

Eines Tages schlüpfte sie mir ein süßes Geheimnis ins Ohr. Und damit erreichte unser Glück seinen Höhepunkt. Meine Gattin wurde aber immer schwererütiger und es überkam sie oft eine sonderbare Angst vor dem Tode.

Es war gegen Ende des Sommers. Drei Ärzte bemühten sich um sie, und als ich mich eben in höchsten Glück wohnte, traf mich der schrecklichste Schlagfalschlag. Meine liebe, lächelnde Lisette war tot. . . .

Joh will meinen Schmerz nicht beschreiben. Eine volle Woche wußte ich nichts von mir. . . .

Eines Tages bekam ich dann einen Brief von einem Notar, in welchem er mich aufforderte, zu ihm zu kommen, um das Testament meiner Gattin zu übernehmen. Joh las den Brief gremal durch, und dennoch verstand ich kein Wort davon. Meines Wissens hatte Lisette niemals ein Vermögen befesten.

„Am welches Testament handelt es sich denn?“ fragte ich den Notar.

Da legte er mir eine Urkunde meiner Frau vor, laut welcher sie mir siebenundzwanzigtausend Franc vermachte; außerdem überreichte er mir auch einen versiegelten Brief, der ausschließlich mir, und zwar erst nach ihrem Tode, einzubändigen war.

Ganz betäubt trat ich auf die Straße hinaus. Joh fühlte, wie sich vor mir die Vergangenheit eines geheimnisvollen Ereignisses erschloß, in dessen Innerem ich nicht zu Blicken wagte. Drei Tage lang trug ich den Brief meiner Frau unerschlossen. Schließlich las ich die folgenden Worte: „Mein Liebling! Forche nicht nach, woher es stammt — verzeihe mir.“

Mein Landmann verstummte.

Wir saßen lange schweigend beisammen, dann fügte er wieder unsere Kläser.

„Und was taten Sie dann?“

fragte ich ihn.

„Ich wanderte aus“, sagte er einfach.

(Einzig autversteckte Abergesung aus dem Französischen von Oreste Neufeld.)



Orig Scherenschnitt

Julie Hahn

# Lachen im Tribunal . . !

Von Richtern, Advokaten und Angeklagten

## Das mißverständende Urteil

In Moabit wird die Ehecheidungsklage der Geirktambändlerin Babette E. im letzten Termin zugunsten der Klägerin entschieden. Als Frau Babette E., eine einfache Frau aus dem Volke, unkundig der juristischen Begriffsjournalisierungen, den Spruch des Gerichtes vernimmt: Scheidung von Tisch und Bett — ruft sie entsetzt: „Wat ik mir dovor loofe . . . dat i nukt mir nijst . . . denn pennt er eien uff'n E o j a und frist von de K o m m o d e !“

## Klassifizierung

Auf einem Polizeirevier der Wiener Vorstadt Ottakring erscheint eine Frau und bittet den Beamten um Auskunft: „Häre Polizeiat — ich tät bitt'n E' mit net sag'n, ob da was dabei is, wann mein Zimmerherr auch sei' Mäd'el bei sich wohnen hat . . .?“

Der Beamte kratzt sich einige Sekunden nachdenklich den Kopf, dann fällt er diese Entscheidung: „Passen E' auf, wann's ein Brautpaar is, machen E' Gabna allerdings der Kuppel schuldig. Wann's aba ein besetzter Herr is, der wo bei Gabna Logis genommen hat, dann wird er dös Weibsbild über kurz oder lang doch rauschmeißen.“ —

## Der moralische Wolf

Der Vorsitzende des Schwurgerichtes in der kleinen Kreisstadt A. pflegte den Angeklagten immer in ausgiebiger Weise zu belehren, indem er sich dabei einer stark pastoralen Redeweise bediente. Als eines Tages ein junger Mensch wegen Mordraub vorgeführt wird, erkundigt sich der Vorsitzende eifrig nach den Ursachen dieser kriminellen Handlung und stellt schließlich an den Angeklagten die Frage, welche Umstände ihn zu der Tat betrogen haben.

„Ja, was soll ich Ihnen sagen, Herr Präsident“, antwortet gerade raus der Mann, „wenn der Wolf hungrig is, geht er auf Raub aus.“



Goldfalter

Entsetzt über diese höchst unsoziale Einstellung des Angeklagten, ruft der Vorsitzende mit Nachdruck: „Nein — das tut er nicht! Er arbeitet im Schwelge seines Angeichts, um sich auf redliche Weise zu ernähren. . .!“

## Beruhigende Antwort

Zu dem berühmten Pariser Advokaten Lachaud kam eines Tages ein Gutbesitzer, um sich Rat zu holen. Weil aber der Mann so gar nicht recht mit seinen Anliegen heraus wollte, erkundigte sich Lachaud in zurückhaltender Weise nach dem eigentlichen Dagebe des Befragten. „Ich möchte von meiner Gattin geschieden werden“, plätschte sehr unbeeindruckt der Befragte heraus. — „Ist Ihnen Ihre Gattin untreu?“ erkundigt sich Lachaud. — „Nein, mein Herr!“ erwidert der Schwärzungslandrat. — „Welchen Grund zur Unzufriedenheit haben Sie sonst?“ — Sie läßt mich häufig nicht in mein Haus ein. Gestern abend zum Beispiel öffnete sie mir nicht die Tür. . .“ — „Ohne Grund?“ forschte sichtlich interessiert der Advokat weiter. — „Ohne Grund“, antwortet mit ernster Miene der Klient. — „Nun — vermutlich war Ihre Gattin eben nicht allein“, meint Lachaud mit begütigender Stimme.

## Der Code Napoléon . . .

Als Napoleon III., vom General Fleury begleitet, eines Tages im Gehölz von Boulogne spazieren ging, flog ein Ball, von einem Knaben geschleudert, am Kaiser vorbei an den Leib und drohte ins Wasser zu rollen. Der Kaiser hielt mit dem Stock den Ball auf, gab ihn lächelnd dem Kind zurück und sagte freundlich: „Erzähle deinem Vater, daß der Kaiser dir deinen Ball gerettet hat.“ — „Das werde ich nicht sagen!“ erwidert das Kind, „denn mein Vater mag den Kaiser nicht leiden!“ — „Wer ist denn dein Vater und wo wohnt er?“ herrschte der begleitende General Fleury den Jungen an, einpödt über dessen unehrerbürge Antwort. „Mein Vater ist Senator“, erwidert stolz der Junge. — „Lassen Sie uns weitergehen“, wandte sich jetzt der Kaiser an den General, „Sie wissen doch, nach dem Code Napoléon ist es nicht erlaubt, nach dem Vater zu forscheln!“



Ludwig Maria Beck

Bestiarium:



Die Geldsau

### „Adam im Paradiese“

Der Lord-Commissioner Adam war vor etwa 100 Jahren ein persönlicher Freund des Königs Georg IV. und bekleidete eine hohe Stellung im Herzogtum Cornwall, als der König nach Prinz von Wales war. Adam wurde dem schottischen Gerichtshof bei seiner Begründung zugeteilt. Damals kursierte in der englischen Gesellschaft das hübsche Wortspiel: „Warum ist dieser Gerichtshof das Paradies?“ — worauf man die Antwort erhielt: „Weil er ein Platz ist, der für Adam geschaffen wurde.“ — Lord Eldon, ein angesehenes Mitglied des Oberhauses und politischer Gegner Adams, pflegte dieser Scherzfrage eine zweite hinzuzufügen: „Warum ist der schottische Gerichtshof nicht ein Paradies?“ Und beantwortete sie selbst: „Weil Adam nicht daraus vertrieben wurde.“

### Pariert

Ein Advokat, der seinen schwerbelasteten Klienten vor den wütenden Angriffen des Staatsanwaltes retten wollte, verließ sich am Schluß seines Plädoyers zu dem aggressiven Ausspruch: „Um den Beweis zu führen, daß mein Klient vollkommen unschuldig ist, bedarf es keiner tieferen Gelehrsamkeit, sondern nur eines Orans gefundenes Menschenverstandes!“ — Worauf der Staatsanwalt ironisch zurückgab: „Innerhalb welcher Frist gedenkt der Herr Verteidiger dieses fehlende Beweismittel beizubringen?“

### Zurechtgewiesen

Das berühmte Jesuiten-Kollegium zu Nantes hatte einen reichen Hagenstolz bestimmt, die Jesuiten zu Univerjaleben seines Vermögens einzusetzen. Obwohl der reiche Mann den Wunsch der Jesuiten nachgegeben war, entschloß er sich doch in letzter Stunde, ein neues Testament abzufassen, indem er einigen armen Verwandten sein Hab und Gut vermachte, ohne der Jesuiten überhaupt Erwähnung zu tun. Die Schüler Ponalas wollten sich aber mit dieser legatwilligen Verfügung nicht zufriedengeben und erkundigten sich bei einem Advokaten, ob sie nicht, da das erste Testament nicht ausdrücklich aufgehoben sei, das letztere an-

fechten können. Der Rechtsgelehrte gab ihnen zur Antwort: „Der Gesellschaft Jesu würde es übel ansehn, wenn sie dem a l t e n Testament mehr Gültigkeit verleihe, als dem n e u e n — das ziemt doch nur den Juden.“

### Der beste Rat

Der später zu großem Ruf gelangte amerikanische Anwalt Bartolo war bei einer Verhandlung anwesend, in der die Geschworenen gegen einen Mann wegen Mordes zu plädieren hatten. Der Mann war ohne Verteidiger.

„Herr Bartolo“, sagte der Vorsitzende des Gerichts, „übernehmen Sie die Verteidigung des Angeklagten. Gehen Sie mit dem Mann ins Hinterzimmer, hören Sie, was er zu sagen hat und geben Sie ihm den besten Rat, den Sie wissen.“ —

Bartolo zog sich mit dem Gefangenen zurück. Nach einer halben Stunde erschien er wieder im Gerichtssaal — aber allein. „Wo ist der Angeklagte?“ fragte der Richter. „Über alle Berge, Herr Präsident. Als ich nämlich gehört hatte, was er mir zu sagen hatte, folgte ich Ihrer Weisung, ihm den besten Rat zu geben. Ich sagte ihm, ich an Ihrer Stelle, würde so schnell wie möglich verschwinden. Den Rat hat er befolgt. Er ist aus dem Fenster gesprungen und auf und davon.“

### Kritik

Max Klinger, der große Maler, saß einmal draußen in Pragwitz, vor den Toren Leipzigs, wo heute die Mietkafereien stehen, und skizzierte ein Stück vorstädtische Landschaft. Lindenauer „Käbchen“ (Wassengängen) lugten gebannt und gespannt hinter feinen Rücken, um in das Skizzenbuch zu „illern“ (blicken).

Max Klinger verkehrte mehrmals die färbenden Bengels und drohte, falls man ihn nicht ruhig rechnen lasse, mit Dyrfsagen.

„Mer bringt ja sonst nichts zustande —!“

Da wickerten die „Käbchen“ vor Vergnügen, wiesen auf das nach ihrer Meinung sinnlose Getöse! in dem Buch und meinten, indem sie von selbst wichen: „o wärd ja doch nicht!“



Der Kritiker

# Der Dachauer hinfende Bote

heraus-  
gegeben  
von  
Martinus  
Pfeffer  
aus dem  
Bayerland

Der hinfend Bot  
bin ich genannt,  
durchstetz das  
ganze teutsche Land  
mit meinem prügel-  
hölzern Bein,  
Jahre in - jahraus,  
jahraus - jahrein.



Die Wissioier ist  
mein Reizeziel,  
ich bring der  
Neuen Zeitung viel,  
damit die Welt,  
der Plagen satt -  
statt weinens  
auch zu lachen hat.

Verlegt  
bey  
Georg Kirth  
sel. Erben  
zu München  
in der  
herrngass

Jahrgang 1

Nr. 2

## Vorpruch

Den Frieden wolle Gott in Gnaden uns Von Gott wir bitten nur das liebe täg-  
bewahren / lich Brot /  
der Krieg, der böse Krieg, mag hin zum und flehen, daß er geb' den Schelmen  
Teuffel fahren / Angst und Not. 1680.

## Vom Teufel

Also erzählen sich's die Leute in Niederbayern, daß die Waldbauern nämlich oben im Böhmerwald zwischen Zwiesel und Perlesreuth und auch an allen anderen Orten dort bis zum heutigen Tag an den Teufelhaftigen glauben und gar manch artiges Stücklein von ihm zu erzählen wissen. Dieses mag sein — und da ich mich selber in meiner Eigenschaft als Neugierigkramer viel und gern in jener holzreichen Gegend herumgetrieben habe, möchte ich nicht verfehlen, von einer Begebenheit zu berichten, so sich vor noch nicht allzulanger Zeit umweil Salzenburg zugegetragen hat.

In jener Gegend lebte seit vielen Jahren ein ehrfamer Kunstmaler aus der schönen und neuerdings wiederum zum Kulturzentrum ernannten Stadt München. Der hatte sich ein altes Bauernhaus ganz fürtrefflich eingerichtet, daß es fast ausah wie ein Museum mit vielerlei alterwürdigem Hauskram, als da sind Truhen und Schränke, subtil bemaltes Tongeschirre und gar kostbare Hinterglasmalereien aus der Gegend um Spiegelau, wo die Glasstätten sind . . . und dergleichen Bauernkram mehr. Selbiger Maler hatte aber auch einen Sohn, Thaddäus mit Namen, seines Zeichens ein Pillendreher oder wie man sagt Apotheker, aber von den gefährten einer mit dem Gradus eines doctor medicinae, welcher seinen Sommerurlaub alljährlich in des Baters Waldhaus verbrachte und mit den Bauern im Umkreis auf gutem Fuße stand. Da nun dieser Doktor Thaddäus ein überaus großer Spahogeel war und sich manchen Schabernack leistete, kam er

denn eines schönen Tages auch auf den gar hüthlichen Gedanken, die guten Bauersleute ein wenig in das Bockshorn zu jagen. Da er als guter Kenner der Leute dort zu wissen vermeinte, daß ihr Respekt vor dem Teufel noch keiner aufklärerischen Bemühung zum Opfer gefallen war, besorgte er sich von einem Waschenverleiher aus der Stadt Passau einen grasgrünen Jägerkittel, dazu einen spitzen Hut, eine höchst antike Schießbüchse und ähnliches Requisit, nahm auch von einem Balbierer aus der nämlichen Stadt eine gar grüselige Perüque und einen bocksträhnigen Kinnbart zu leihen und trug selbige Utensilien in einen Busch mitten im Wald. Hier entledigte er sich

seines manierlichen Gewandes, zog statt dessen die grasgrünen Lappen an, setzte sich die Perüque auf den Kopf und hängte sich den Bockshorn unter die Nase; schmürte auch noch sein Gesicht mit etwas Rianruß ein, daß er ausah wie ein leidhaftiger Bärenhäuter und wartete also gerüstet auf das Erscheinen einer bäuerlichen Seele. Eine solche kam denn auch bald in der Person des ehrfamen Landmanns Markus Lechel, der um Taxen zu hauen in den Wald getreten war und mit nichten geküßt war darauf, etwelcher satanischer Gestalt zu begegnen.

Wie nun der Bärenhäuter Thaddäus durch eine Klinge im Gekwölge den biederen Bauern einhertrotten sah, da bog er die Zweiglein gar frech auseinander und trat hinfend wie der Gottfiebels und in Person aus den Waldweg heraus, hämisch grinzend und mit den Augen tollend, daß einem wohl das halbe Grauen über den Rücken laufen konnte.

Als jetzt der biedere Landmann Markus Lechel selbige infernalische Figur auf sich zuschreiten sah, blieb er — Maul und Augen weit aufreisend — wie angewurzelt stehen und sagte staunend: „Ja, mei . . . wie schau'n denn Sie heut aus, Herr Dokta . . .?“

Und das ist der Schluß meines bescheidenen Beitrages zu der Forderung über den Teufel — und Gespensterglauben beim Vandoolk. Falls irgendem gelahrtes Haus aber noch etwas weiteres darüber erfahren will, rate ich ihm, sich an den Herrn Doktor Thaddäus persönlich zu wenden; möchte einem solchen aber freilich empfehlen, sich vorher in eine Lebensversicherung aufnehmen zu lassen.

Martinus Pfeffer aus Dachau.



## Der lebendige Gott

Einmal kamen drei Bauern zu einem Maler und hätten gern ein Kreuzigt, einen Gott an dem Kreuz auf dem Kirchhof gehabt. Und da er verdingt war, wußt für zehn Gulden, da sprach der Maler: Wölln ihr einen lebendigen oder einen toten Gott haben? Sie sprachen: Wir wölln zu Rat werden, und traten neben ob. Und da der Rat aus war, sprach einer: Lieber Meister, wir wölln einen lebendigen Gott haben. Gesfällt er den Bauern nit, so kümmen wir ihn so selber noch totschlagen.

## Die drei Lügner

Ein reicher Geshmann machte sich eines Tages den Spaß und lud seine Diener zur Tafel. Als sie gespeist und getrunken hatten mit ihrem Herrn, ließ sich dieser vernehmen: Welcher unter ihnen die größte Lüge würde zu fagen wissen, der sollte ein schönes Pferd zum Geschenke bekommen. Darauf fieng der erste an: Ich habe Zeit meines Lebens nicht gelogen. Der ander sagte: Herr, ich kann gar nicht lügen. Der Dritte aber übertraffe alle beyde und sprach: Herr, diese beyde fagen beyderseits die Wahrheit.

## Der Jüd

Folgendes hübsche Geschichtlein aus der jüngeren Zeit erzählt man sich in der dasigen Gegend und wann wir auch nicht behaupten wölln, daß es eine wahre Begebenheit ist, so mag es doch hingehen. Sintermalen niemand darin beleidigt wird.

Als unser wohlblöblicher Herr Reichskanzler vor etlichen Wochen eines jener Vivouacs besuchte, darin jene so sich wider die Ordnung des Staates vergangen haben vor einige Zeit daran gehindert werden, etwas Gefährliches anzurichten, da standen sämmtliche Kumpone gar manierlich in Reih und Glied und grüßten fein artig mit dem teutschen Gruß — und bloß einer nicht. Dieser eine aber war ein kleiner Jüd, der von ungefähr in jenes Pögellein geraten war und sich offenbar nicht bemüht fühlte, dem Exempel seiner Mitbrüder Folge zu leisten. Wie nun der Herr Kanzler sahe, daß der eine da keine Reverenz machte, trat er zu ihm hin und fragte in freundschaft nach Name

## Durch Schaden wird man klug.

Ein Feldscher wurde bey einer Compagnie in Diensten angenommen, ohngeachtet sich seine Kunst nicht weit erstreckte, sondern man mit Recht von ihm sagen kunte, daß mehr mißlungene Euren von der Erde bedehet, als glückliche Proben von der Sonne beleuchtet worden. Da auch viele Patienten von der anvertrauten Compagnie ohne gemüßigte Sülfie dahinstürben, so geschah es, daß der Capitain auf ermelbten Ignoranten verdrüßliche Mine zu machen anfieng, der Feldscher aber den Officier mit der Hoffnung künstlicher Besserung vertröstete und sagte: Er wolle hinter das Geheimnis kommen und sollte die halbe Compagnie dabei draufgeben.

## Die Antwort.

Ein Teutcher, der sich auf Reisen befand ward einstmals von einem Spanier zu Gast geladen. Da er nun sahe, daß zu Beginn des Mahles gleich Kettiche aufgetragen wurden, sagte derselbige: In meinem Lande seht man die Kettiche zu Ende der Gasterey auf. Darauf der Spanier antwortete: Wir haltens hier auch so.

wand und sagte zu seiner Frau: „Alle . . . jetzt isß gheht! Wir werd'n alle miteinander eingesperrt.“ Wie er aber solches seinem Nachbar, dem Wigner Binzen, erzählte, da beehrte ihn dieser, daß er statt Wiesmacher — Wiesbacher verstanden hatte.

## Vom Vogtpoct

London, vom 27. Oktober 1789. Zur Schande der Policei haben zu Banbury zwei Kerls, Johnson und Berry, eine öffentliche Kaufschlößerei gehalten. Die Menge der Zuschauer vom vornehmen und geringen Pöbel war ungläublich, und über 30 000 Pfund Sterling sind dabei verpödet worden. Wollte man auch diese Mactheit verzeihn, so wird doch Niemand das Betragen des dasigen Stadtmajors, eines Holzhändlers, billigen, der an Statt die beiden Kaufschlößer in Verhaft zu nehmen, die Unverschämtheit gehabt hat, ihnen eine große Bühne dazu aufzubauen, und sich dafür eine ansehnliche Summe bezahlen zu lassen.

Saube-Spenerische Zeitung Nr. 136, 1789.

und Stand. Als der Jüd das beantwortet hatte, sagte der Herr Kanzler: „Nun, was würdet Ihr mit einem Angestellten machen, der Euch, dem Chef des Hauses, frühmorgens den Gruß zweigeln wollte, he . . .?“ „Mein“ . . . sagte der Jüd und gtingsete recht verschmikt . . . „einen solchen würd ich auf der Stelle entlassen“.

## Kleines Mißverständnis

Als jüngst der Kaufcher Toni von Riesbach eine Rede des geistreichen Herren Reichsministers Dr. Goebbels durch das Rundfunktelephon anhörte, wurde er plötzlich so bleich wie die Stall-



## Der gute Wind

In der Armee des Herzogs von Marlborough befand sich ein blutjunger Offizier, der einen großen Ehrgeiz hatte und sich mit Courage hervortat, so sich nur immer eine Gelegenheit dazu bot. Als nun einmal anlässlich eines großen Festes selbiger Offizier neben die Gemachlein des obersten Kapitänleutnants zu stehen kam, da wollte es der Zufall, daß der hochbeden Frau etwas entschuldig, was man gemeinhin einen Wind zu nennen pflegt. Als nun der junge Kriegsmann solches vernahm, warbte er sich mit tausend artigen Entschuldigungen an die unsieghenden Herrn Offiziers und erweute mit seinem Geschehen den guten Glauben bei diesen, daß er der Flötsist gewesen sei. Die hochbeden Frau Kapitänleutnant war jedoch über diese Politesse des braven Soldaten so entzückt, daß sie unverszüglich bei ihrem Herren Gemach vorstellig wurde und nicht eher eine Ruhe gab, bis der junge Held zum Hauptmann ernannt wurde. Als nun der Offizier das Patent erhielt, freute er sich von ganzen Herzen und sagte lachend: „Man fehe — der Mensch muß nur Glück haben, dann bringt ihm jeder Wind, mag er wehen woher er auch will, etwas Gutes.“

Und dieser Überzeugung blieb er tren sie sein übriges Leben.

# Dillinger!



„Durch diese hohle Gasse muß er kommen —  
es führt kein anderer Weg — zur Freiheit!“



„Falls mein Kollege, der Schöpfer von Perlach, sich geirrt haben sollte, schloge ich vor, den Patienten nicht auf Hühneraugen, sondern auf Herzneurose zu behandeln.“

## KUNST IN KÖLN

### GALERIE

# HERMANN ABELS

Gemälde von Godron, Mangold,  
Peiner und Rohlfis, sowie Stein-  
stide von Wilhelm Heise

## KUNSTANTIQUARIAT

### ED. WALZ

INHABER REINHARD SCHMITZ

### ALTE UND NEUE GRAPHIK

STÄNDIGE AUSSTELLUNG VON  
WERKEN JUNGER KÜNSTLER

MÜNCHEN 2 NW

AMALIENSTRASSE 38 • TELEFON 297585

„Lernst du  
die Kunst  
der Jugend“

# DIE JUNGE ANZEIGE

„der  
Jugend“

## SCHRIFTSTELLERN

bietet große Buchdruckeri mit angelegentlichem  
Wiederzählen der  
bekanntestem Verlag für wissenschaftliche oder  
bellesistische Werke sehr vorteilhaft

## VERLAGSVERBINDUNG

Anfragen unter Literaria 846 an die Expedition  
der „Jugend“, München, Herrstraße 10.

## Neurasthenie

Nervenschwäche  
Nervenserrüttung  
Verb. mit Schwä-  
chen d. best. Kräfte.  
Wie ist diesbe v.  
ärztl. Standpunkte  
aus ohne wertlose  
Gewalmmittel zu be-  
handeln u. zu hel-  
fen? Wertvoller, n.  
neuest. Erfahrungen  
bearbeitet. Ratgeber  
für Jedermann, ob  
jung oder alt, ob  
schon erkrankt. Ge-  
sund. v. M. 1,50  
in Briefmarken zu  
erzielen von  
Verlag Silvana 44,  
Berlins (Schweiz).

## Fidus-Bilder

in Postkartenformat.  
Wiederzählen der  
besten Werke dieses  
Berliner Meisters,  
sind zum Preise von  
50 Pfg. für die Serie  
von 12 Stück her-  
auszugeben.  
Der großen Ver-  
breitungsweite von  
Fidus wird diese  
Veröffentlichung  
willkommen sein.  
**G. HIRTH VERLAG AG.**  
München, Herrstraße 10

## GRATIS

Preiliste Nr. 24  
den **Samal-Industria**  
„Medica“, Berlin SW 68.  
Alte Jacobsstr. Nr. 5.  
Berlins (Schweiz).

## Männer

die ihre Kräfte schwin-  
den fühlen, merben  
nieher jung u. lebens-  
fähig durch die bewährte  
„Gerjuran“. Lebens-  
kräfte u. Lebensfreude  
bis ins höchste Alter.  
Sofortig direkt durch  
„Gerjuran“ G.  
Voh **Reichshaus 530**

**SCHÖNE BILDER**  
an den Wänden machen die Weh-  
rtaune behaglich. Wo das Geld für  
Erwerbung von Originalen fehlt,  
hat der Bilderliebhaber Ersatz an  
den Vierfarben-Kunstblättern der  
„Jugend“, die zu den erstanlich  
billigen Preisen von 50 Pfg., 75 Pfg.  
und 1,- Mk. je nach Größe durch  
den Kunsthandel und den unter-  
zeichneten Verlag zu beziehen sind.  
Der reich bebilderte Katalog (Preis  
RM. 2,70) erleichtert die Bestellung.  
**G. Hirth Verlag AG., München, Herrstr. 10**

Zur Anfertigung  
jeder Art  
**Drucksachen**

empfiehlt sich  
**G. Hirth Verlag AG.**  
München, Herrstr. 10

**GRATIS**  
Lichte sendet über hygie-  
nische u. sanitäre Artikel  
**MARTIN**  
Einnahmevertrag  
Frankfurt a. M. 1  
Postfach 203/1.

Wer wagt  
schafft  
Arbeit!

## ZEITUNGS-AUSSCHNITT

ADRESSEN  
SCHREIB  
WURFENDUNGEN  
erledigt

FÜR SIE

## ADOLF SCHUSTERMANN

HERRLICH 77, JAHNSTRASSE 30/31, 510 UND 581  
DRUCKSCHRIFTEN BITTEN WIE ANZUFORDERN



GRÜNDUNGS-  
JAHRE 1850  
BERLIN S.O. 18  
FRANCOSTR. 20

Jeden Abend! Jeden Morgen!

## Chlorodont

die beliebte Qualitäts-Zahnpaste

## Inserieren bringt Gewinn!

**Schlant** in-  
genb.  
Tafeln durch meine  
Bilder, Masken  
durch 2. Preisling  
fasti gepr. Meilen  
und Sportler.  
Ständen 12. 20/20

## KUNSTPOSTKARTEN

in vorzüglichem Vierfarbendruck nach  
Bildervergleiches aus der „Jugend“  
liefers wtr 12 St. für 50 Pfg., die ganze  
Serie von 130 St. für RM 6.- franko  
**G. HIRTH VERLAG AG.**  
München 2 NO — Herrstraße 10

Lesen den

## Sportfischer

die vorzüglich aus-  
gestattete Padesch-  
schrift.  
Halbjahrespreis 3 M.

Fischereisport-Verlag  
Dr. Hans Schindler  
München NW 2  
Karlsstraße 44

Ein Buch fürs Leben  
ist: **KREMPELHUBER**

## Für Stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesamt-  
mestem Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis  
zur Gegenwart. 480 Seiten in Ganzleinen gebunden mit  
RM. 2,55 zuzüglich 40 Pfg. für Porto. Zu haben in  
den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag  
**G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTRASSE 10**

## Lautsprecher

„Papa, worans wuendst denn der erste Lautsprecher gemacht?“

„Aus einer Kippe, mein Kind!“ F. S.

## Veränderte Situation

„Emil! Was tust du denn da? Du darfst doch nicht auf Willibalds Bauch schreien.“

„Wir spielen doch Wilhelm Tell!“

„Ja, aber da schießt man doch nicht auf den Bauch!“

„Natürlich, wo er doch schon den Apfel gegessen hat!“ F. S.

## Das Fieber

Der Arzt war gegangen. Professor Kubalke blieb allein, klagte die Wirtschafterin und sagte:

„Liebe Anna, eben sagt mir der Doktor, ich würde gegen Abend wieder fiebern. Wenn ich es vergessen sollte, bitte, erinnern Sie mich!“ F. S.

Josef Geis

## Der Schutzengel



„Ich bitte um Ablösung vom Sonntagsdienst; ich bin diesmal bei Ausübung meines Berufes selbst dreimal überfahren worden.“

## Der Fakir

Ein Fakir, der durch Indien reist.

Besaß nur seinen Kastengeist

Und stand, weil er hinüber muß.

Mit dem einst lang vor einem Fluß.

Bis er, weil keine Fähre kam,

Den Kastengeist zu Hilfe nahm

Und zwar: indem er meditiert,

Den Geist vom Kasten destilliert

Und sich in diesen Kasten setzt

Bis er damit zuguterletzt

Am andern Ufer landen kann.

Hier meditiert der weise Mann

Den Kasten wieder an den Geist,

Worauf er friedlich weiterreist.

Nur daß sein Kastengeist sogar

Jetzt fast noch etwas größer war!

Ernst Klotz

## Der Idiot

Chef: „Wem ein Kunde Sie nicht versteht, ist es allenfalls Ihre Schuld! Ein Mensch, der sich nicht gegenüber jedermann verständlich machen kann, ist ein Idiot! Haben Sie mich verstanden?“

Konkiss: „Nein, Herr Chef!“ F. S.

## Schlächter Müller

„Mutti, heute haben wir in der Schule das Lied vom Schlächter Müller gesungen!“

„Aber Kind, ein solches Lied gibt es doch gar nicht!“

„Doch, es heißt: Das muß ein Schlächter Müller sein, dem niemals fiel das Wandern ein!“

## Die Hölle

„Heute hat der Pfarrer in der Predigt die Hölle geschildert. Da werden die Menschen auf Espieße gestekt und in einem großen Feuer gebraten!“

„Aufhin! Das hält doch kein Mensch aus!“

## Probates Mittel

„Deine Frau ist in Ohnmacht, als du ihr die Baderose verweigertest? Was hast du getan, damit sie wieder zu sich kam?“

„Ich habe mich auf ihren neuen Hut gesetzt.“  
Charivari

## Vorsicht

Düfel Theophill kommt zu Besuch.

Erstens, um sich von seinem Schwager, dem bekannten Journalisten, behandeln zu lassen, und zweitens überhaupt.

Eines Tages unterhält er sich mit seinem kleinen Neffen.

„Edi“, sagt Düfel Theophill, „Edi, wünsch dir etwas!“

„Düfel“, flüsst Edi in die Hände, „bitte, kauf mir eine Eisenbahn, aber eine elektrische, damit man sie nicht immer aufgeben muß!“

„Eben, Edi, sollst sie haben!“

„Wann, Düfel, wann?“

„Wenn ich das nächstmal zu euch komme! Ich vergesse bestimmt nicht!“

Edi denkt nach, schaut den Düfel an und sagt sinnend:

„Du, Düfel, behandelst dich Papa?“

„Jawohl, Edi!“

„Du, Düfel“, schmeichelt Edi, „kannst du mir die Eisenbahn nicht schon früher kaufen?“

„Warum, Edi?“ lacht der Düfel, „glaubst du, daß ich mein Versprechen nicht halte?“

„O, das nicht“, dehnt Edi, „aber weißt du, Papa hat in der letzten Zeit mit seinen Patienten so viel Pech!“

H. K. B.



### Abschätzung

„Sagen Sie einmal, meine Liebe, ist denn nun eigentlich das Melken schwieriger?“  
 „Oh naa, Herr Doktor, uui schwerer als uua die Jurisprudenz: is aa net!“

### Sehr einfach

Des Dentisten Dettgergroll's Dentsistentafel an der Haustür ist des Ziel vollstemtender Studenten, Immer wird sie in nächstlicher Stunde von jungen Menschen abgerissen und im jugendlichen Übermut anderowo aufgebaut. Das war schon immer so, das hat man schon vor zwanzig Jahren in der kleinen Unterfestadt so getrieben und treibt es auch heute noch. Wenn Dettgergroll aber einen erwischt, schleppt er ihn zu Gericht. Und jedes Jahr erwischt Dettgergroll einen. Jetzt hat er wieder so einen unglücklichen Studenten an Eschlauwäthen.

Dettgergroll trat als Zeuge vor die Barre. Der junge Amtsgerichtsrat fragte:

„Erzählen Sie uns den Vorfall, Herr Zeuge. Wie war es?“

Dettgergroll nickte dem Amtsgerichtsrat lange an. Dann sagte er:

„Was soll ich da groß erzählen? Es war genau dieselbe Sache wie damals vor zehn Jahren, als ich Sie erwischt habe, Herr Amtsgerichtsrat.“

### Schöpferfreude

„Mutti, hat der liebe Gott alles gemacht?“

„Ja, freilich!“

„Auch Ostel Karl?“

„Freilich!“

„Da hat aber der liebe Gott sicher richtig gelacht, als er fertig war!“

H. M.

## REDAKTIONELLE NOTIZ: KÜNSTLER DER „JUGEND“

Hermann Mayrhofer-Passau zeigt eine Stadtkulisse, ohne der Gefahr, die ein architektonischer Vorwurf immer bietet, zu erliegen. Bei aller Härte und Gegenstandstreue — eine sehr verinnerlichte Darstellung, in der das Atmosphärische nicht zugunsten der zeichnerischen Struktur zurücktritt.

Ludwig Maria Beck-Ganting, auf dessen eigenartiges Schaffen wir bereits einmal hingewiesen haben, entfaltet in dem in dieser Nummer der „Jugend“ wiedergegebenen „Bestiarium“ den ganzen Reichtum seiner grotesken und dennoch disziplinierten Phantasie. Die Selbstverständlichkeit, mit der hier ein vielleicht etwas literarisch gefärbter Vorwurf auf eine ebenso knappe als originelle Formel gebracht ist, läßt keinen Zweifel über die künstlerischen Fähigkeiten des Zeichners offen.

Berichtigung: Die in Nr. 21 der „Jugend“ reproduzierte Porträtzeichnung von Kurt Weinhold-Calw wurde irrtümlich mit „Bildnis eines jungen Bauern“ betitelt; es muß heißen „Bildnis eines jungen Mannes“.

A. W. R.

Eine amateurphotographische Schrift,  
die bisher fehlte, aber oft verlangt wurde:

## RICHTIGES ENTWICKELN

VON GERHART ISERT

erschienen soeben als Beginn einer  
modernen Reihe „DIE KLEINE  
PHOTOBÜCHEREI!“

Interessenten sind das große  
Heer der Amateurphotographen  
Preis RM. 1.—, mit Porto RM. 1.10

G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN  
HERRNSTRASSE 10

# Varieté



„Unerhört, jetzt war das jahrelang eine so schöne europäische Glanznummer  
und nun will der blöde Michel auf einmal nicht mehr mitmachen“!